

Der Ermittler

KRIMI Waffeläufer Mischa Ebner ging 2002 als «Berner Mitternachts-Mörder» in die Geschichte ein. Autor Jürg Mosimann erlebte den Fall damals als Polizeisprecher mit. Jetzt rollt er ihn in einem Buch auf.

In der Nacht auf den 1. August 2002 greift Mischa Ebner in Bern zwei Frauen mit einem Messer an und verletzt sie schwer. Eine stirbt. Der damals 27-Jährige gesteht später den Mord. Und 29 weitere Delikte.

In seinem neuen Buch «Tödlicher Schatten – Wüthrich ermittelt» lässt Autor Jürg Mosimann zum dritten Mal den fiktiven Kommissar Wüthrich einen realen Fall aus dem Kanton Bern lösen. Mosimann hat die Taten Ebners als damaliger stellvertretender Informationschef der Kantonspolizei Bern sehr nah miterlebt. Er habe aber die Kriminalgeschichte nicht geschrieben, um das Geschehen zu verarbeiten, sagt der 71-Jährige. «So was brauche ich nicht.» Die Idee für das Buch sei eher zufällig und während eines Gesprächs mit ehemaligen Kollegen der Polizei entstanden.

Auftritt als Lockvogel

«Natürlich vergesse ich den Fall nie», sagt Mosimann. «Er ist in mancher Hinsicht aussergewöhnlich.» Ein Serientäter, der erst mit Entreisssdiebstählen auf sich aufmerksam macht, immer brutaler agiert, gar jemanden tötet und sich nach der Tat mit einem Brief bei einigen Opfern entschuldigt. Mosimann schüttelt den Kopf. «Nicht nachvollziehbar», sagt er. Als Mediensprecher hat er damals nicht nur die Medien über die Geschehnisse informiert, er wurde aktiv in die Ermittlungen miteinbezogen.

Für die Arbeit an seinem Buch hat Mosimann seine Notizen und Unterlagen von damals wieder studiert, Polizeikollegen getroffen und den Wiener Kriminalpsychologen Thomas Müller kontaktiert, der damals die Berner Fahnder unterstützt hatte. Insider Mosimann gibt in «Tödlicher Schatten» auch bis heute unveröffentlichte Fakten preis. So war bis dato nicht bekannt, dass eine Polizistin über mehrere Tage als Lockvogel eingesetzt wurde. «Leider erfolglos.»

Mosimann, der für diese Zeitung die Kolumne «Tatort Tatort» schreibt, will mit seinen Büchern die damalige Ermittlungsarbeit der Polizei so real wie



Null Berührungsängste: Autor und Ex-Polizeisprecher Jürg Mosimann (71) posiert im Berner Lorrainequartier.

Raphael Moser

«Ich bin kein Fan von unrealistischen Kriminalromanen.»

Jürg Mosimann

möglich abbilden. «Ich bin kein Fan von unrealistischen Kriminalromanen», sagt er. Das einzig Fiktive in Mosimanns Buch sind die Charaktere der Ermittler und deren Privatleben. «Wobei ich mich an Personen aus meinem damaligen Arbeitsumfeld orientiert habe. Einfach so, dass sie es beim Lesen nicht merken.» Vor seiner Tätigkeit bei der Polizei war der Autor Journalist beim «Blick», spezialisiert auf Kriminalfälle und Gerichtsberichterstattung. «Mich hat die Ermittlertätigkeit immer gereizt», sagt Mosimann. Kein Wunder also, dass ein Boulevardjournalist, wie

Mosimann einer war, auch in «Tödlicher Schatten» mitspielt.

Essen beim Serientäter

Drei Wochen nach dem Mord wurde «Mitternachts-Mörder» Ebner, wie er in den Medien damals auch genannt wird, gefasst. Das war etwa ein Jahr nachdem er seinen ersten Entreisssdiebstahl begangen hatte. Mischa Ebner war der Autor Journalist im Thurgau aufgewachsen und arbeitete als Koch im Goldenen Schlüssel in Bern.

Mosimanns Frau Manuela ass damals oft mit einer Kollegin in dieser Altstadtbeiz. «Woher hätten die beiden wissen sollen, dass sie vom gesuchten Serientäter bekocht werden?», sagt Mosimann. Er weiss, dass das Umfeld des Täters «dem freundlichen, unauffälligen jungen Mann» diese Verbrechen nie zugetraut hätte. Auch im Thurgau war man schockiert. Dort gewann Ebner 1998 und 2001 den Frauenfelder Waffenlauf.

Dass das Geschehene durch sein Buch aufs Neue ins Gedächtnis der Opfer sowie der Angehörigen des Täters gerückt wird, kommentiert Mosimann so: «Es ist nun mal keine private, sondern

eine öffentliche Geschichte.» Kontakt mit den Betroffenen habe er im Vorfeld nicht gesucht. «Ich wollte sie mit der Ankündigung auf mein Buch nicht verunsichern.»

Dass sich Mischa Ebner einige Wochen nach seiner Verhaftung im Regionalgefängnis Thun erhängt hat, stimmt Mosimann nachdenklich: «Egal, was einer getan hat, so weit sollte es nie kommen.» Warum Ebner die Verbrechen beging, bleibt bis heute ungeklärt.

Ob Wüthrich in einem weiteren realen Fall aus dem Kanton Bern ermitteln wird, weiss sein Erfinder noch nicht. Oder doch? Mosimann sagt nur: «Es gibt da einen Fall, der sich im Jahr 1990 ereignet hat. Ein schreckliches Verbrechen an einer Frau in Bern...»

Franziska Zaugg

ZUM BUCH

Es sind die persönliche Nähe des Autors zum Fall, die detaillierte Schilderung der Polizeiarbeit und die Auszüge aus damaligen Dokumenten, die «Tödlicher Schatten» zu einem **spannenden Lesestoff** machen.

Bemerkenswert ist auch die persönliche Nähe, die man als Berner beim Lesen von Jürg Mosimanns neuem Buch spürt. So fühlt es sich an, als stünde man mittendrin, sei ständig auf der

Hut, dem Täter selber zu begegnen, entweder als Ermittler – oder aber als mögliches Opfer.

Gleichzeitig macht diese detaillierte Erzählweise die Geschichte auch **schwerfällig** – da können auch die vom Autor geschaffenen gemüthlichen Charaktere des Emmentaler Ermittlers Wüthrich oder jener des frisch verliebten Boulevardjournalisten nicht entscheidend Gegensteuer geben. *fz*

Schön und traurig: Ai Weiweis Weltreise

DOKFILM Der chinesische Exilkünstler besucht in seinem Dokumentarfilm «Human Flow» Menschen auf der Flucht. Und tappt in die Falle.

1989, nach dem Fall der Berliner Mauer, gab es 11 Länder, in denen Grenzen mit Mauern gesichert wurden. Heute sind es 70. Das grösste Flüchtlingslager im Libanon hat ein eigenes Wirtschaftssystem etabliert. 65 Millionen Menschen sind derzeit auf der Flucht, so viele wie seit dem 2. Weltkrieg nicht mehr. Im Schnitt ist ein Flüchtling 25 Jahre fort von seiner Heimat.

Es sind unschöne Zahlen und Fakten, die uns der chinesische Künstler Ai Weiwei in seiner Dokumentation «Human Flow» erzählt. Wahrscheinlich stimmen sie, beweisen lässt sich das schlecht in einem Film. Hingegen lässt sich um die Welt reisen und

die Hotspots dieser globalen Migrationskrise aufsuchen und zeigen, und genau das hat Ai Weiwei gemacht. Am Anfang war Lesbos, wo er Ferien machte mit seinem Sohn und Zeuge wurden, wie ein Flüchtlingsboot strandete. Danach bereiste er Afrika, Afghanistan, Bangladesh, Calais, Italien, England, Berlin-Tempelhof, Syrien, den Libanon, insgesamt 23 Länder in einem Jahr.

Manchmal filmt er selber mit seiner Telefonkamera, manchmal brät er Spiesse für Flüchtlinge, oder er schneidet ihre Haare. Immer wieder kommen Drohnenkameras zum Einsatz, die bildgewaltige Aufnahmen von einem einsamen Schiff im Wasser liefern oder von herumwuselnden Menschen, die irgendwann zu Ameisen werden. Es sind solche ungewohnte Perspektiven, die dem Film seine stärksten Momente bescheren.

«Human Flow», diese persönliche Reise des Ai Weiwei, lässt ansonsten wenig Raum für Neues. Am Ende sind es lange 140 Minuten, zumal sich die Bilder und Botschaften wiederholen. Fröhlich spielende Kinder, die vor der Kamera eine Show abziehen, stehen wie Weiwei für das menschlich Gute in der Menschenkrise, bleiben aber letztlich ein Klischee, das nicht berührt.

Nichts Neues

Als ob jene Krise noch eine fachmännische Existenzbestätigung bräuchte, kommen diverse Experten zur Sprache, die bestimmt nichts Falsches sagen, aber halt auch nichts Neues: «Wir brauchen Toleranz, nicht Rassismus» – stimmt. Die Ursachenforschung bleibt ein Randthema, Lösungsansätze liefert der Film keine. Ausser vielleicht jenem syrischen Ex-Astronauten, der



Unterwegs für «Human Touch»: Ai Weiwei. *zvg*

eine originelle Idee präsentiert: «Leider gibt es viele schlechte Menschen auf diesem Planeten. Am besten schicken wir sie ins Weltall.» Doch an solchen Fragen sollte der Film auch nicht gemessen werden, seine Absicht ist

mehr die Bestandsaufnahme aus streng humanistischer Sicht als irgendeine Erklärung. Entstanden ist eine phasenweise beeindruckende Collage, die aufrütteln will – aber leider beinahe das Gegenteil bewirkt: Die vielen Schauplatzwechsel und Redundanzen führen zu einer Art Abstumpfung.

Prägnanter in der Installation

Vielleicht sollte sich Ai Weiwei, der heute im Exil in Berlin lebt, ganz auf seine Installationskunst konzentrieren. Sein Projekt mit 3500 Flüchtlingsrettungswesten an der Fassade des Kunstmuseums Kopenhagen etwa war ein deutlich prägnanteres Zeichen als dieser Film – und erst noch klimaschonender.

Pierre Hagmann

«Human Touch»: Der Film läuft ab morgen im Kino.

Neue Alben

POP

Abheben nach innen



Dhani Harrison: «In///Parallel».

Wenn Dhani Harrison singt, glaubt man, einen Beatle-Käfer im Ohr zu haben. Dhani war dabei, wenn sein Vater George den Backkatalog auffrischte und seine «Rock 'n' Roll Hall of Fame»-Huldigungen entgegennahm. Doch lange tat sich der ambitionierte Musiker schwer, unter seinem Namen aufzutreten. Jetzt, mit bald mit 40, veröffentlicht er sein erstes eigenes Album. «Never Know», der Opener mit indischem Einschlag, erinnert noch von fern an Vaters Session mit Ravi Shankar im 120-Zimmer-Anwesen Friar Park. Doch dann stürzt sich Dhani in elektronische Experimente und rollt seinen Soundteppich aus. Dub, Folk, Goth: Gefällig ist das nicht. Aber da ist dieser direkte Draht, den auch George Harrison zu seinem Publikum zu spannen vermochte, wenn er am Abheben nach innen war. (BMG)

FOLK

Widerspenstige Harmonien



The Barr Brothers: «Queens of the Breakers».

Dieses Brüderpaar aus Montreal will sich auf seinem neuen Album nicht entscheiden: Auf dem Opener «Defibrillation» stolpert der Beat wie eine Herzrhythmusstörung, dann säuseln Folkharmonien wie bei Simon & Garfunkel. Schliesslich sendet die sanft wütende Nummer «Kompromat» auch noch Krautrock-Signale in den Äther, wie in den tiefsten 1970er Jahren. Brad und Andrew Barr wissen, wie man die elterliche Plattensammlung entstaubt. Sie haben das Flair für den geheimnisvollen Sound. Der Horizont der Barr Brothers ist weit, sie lassen sich Zeit, alle Möglichkeiten zu erkunden. Ihre melodiose Widerspenstigkeit erschwert es den Zuhörenden, sich auf dem Sofa bequem einzurichten. Und sie schützt vor dem schleichenden November-Blues. (Secret City)

BLUESROCK

Spiritus statt Spirituosen



Jane Lee Hooker: «Spiritus».

Dass dieses weibliche Quintett aus New York schon ein Weilchen unterwegs ist, zeigt ein Foto auf dem Cover ihres neuen Albums «Spiritus»: Es wurde in der Mühle Hunziken geschossen. Stilistisch bleiben sich Jane Lee Hooker treu, auch wenn sie nun mehr auf eigene Songs statt auf Coverversionen setzen. Die Band paart scharfem Blues mit schroffem Punk, beschwört den taumelnden Rock der Stones und steigert sich auch mal in die Ekstase eines Gospel-Gottesdienstes: Spiritus statt Spirituosen? Allerdings überzeugt die Attitüde mehr als die Ausführung. Die rasanten Tempi und der übermotiviertere Gesang mögen sichere Livewerte sein, auf CD funktioniert das aber nicht zwingend. (Ruf Records) *Samuel Mumenthaler*